

Mord im Fasanengarten

Mehr als sechs Jahrzehnte nach Kriegsende wühlt ein lange verdrängtes Massaker an etwa 2000 Sudetendeutschen im Juni 1945 das tschechische Städtchen Postoloprty auf.

so heißt es in seinem Umfeld, habe der Russlanddeutsche nahezu ständig bei sich gehabt. War es dann wirklich eine geplante Tat? Oder eine Handlung im Affekt?

Erst jetzt, in der Haftanstalt, fiel Alexander W. wieder auf. Er hat zwei Mitgefangene bedroht. Er soll gesagt haben, er steche sie ab.

Den Lebenslauf des Täters haben die Ermittler weitgehend aufgeklärt. Geboren wurde Alexander W. 1980 in Perm am Ural, der östlichsten Millionenstadt Europas. Er hat einen Hauptschulabschluss, lernte an der Berufsschule Nummer 52 in Perm und gilt als intelligent. W. wurde Stuckateur und Elektromonteur und kam im September 2003 mit Mutter und Schwester nach Deutschland.

Er besuchte Integrationskurse, machte ein Praktikum in einem Baumarkt, wo er als faul und widerspenstig auffiel, aber nicht als Rechtsextremist. In seiner Wohnung fanden sich keine einschlägigen rechten Devotionalien. Selbst die Legende, er habe im Tschechoslowakien-Krieg gekämpft, scheint widerlegt. Ermittler fanden in Russland Hinweise, dass Alexander W. aus gesundheitlichen Gründen vom Wehrdienst befreit war.

Die Staatsanwaltschaft geht davon aus, dass W. die Tat heimtückisch und aus niederen Beweggründen begangen hat. Ihm droht eine lebenslange Freiheitsstrafe. „Bloßer Hass auf Nichteuropäer“ und Moslems hätten den Spätaussiedler getrieben. Die Verteidigung könnte entgegen, dass der Vorfall eher eine Affekttat war. Der Mann soll bei seiner Verhaftung von Selbstmord gesprochen haben.

Für alle Beteiligten wird es ein kompliziertes Verfahren. Die Zeugen im Gerichtssaal – der Richter, Schöffen, Anwalt, Justizbedienstete – gelten als traumatisiert. Das Verfahren wird am selben Gericht stattfinden, in dem auch Marwa al-Schirbini starb. Der Druck von außen ist extrem. Der Vater der toten Ägypterin forderte in der „Bild“-Zeitung bereits die Todesstrafe für Alexander W. Auch für den Polizisten, der irrtümlich auf Elwi Okaz schoss und gegen den wegen gefährlicher Körperverletzung ermittelt wird, verlangt die höchstmögliche Strafe. Der Beamte hatte, möglicherweise unbewusst, gerade auf jenen Mann geschossen, der am ehesten wie ein Ausländer aussah. Bei Facebook gibt es inzwischen unzählige Solidaritätsgruppen für Marwa.

Das Landeskriminalamt hat mit allen Beteiligten „Sicherheitsgespräche“ geführt. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass es bei dem Prozess zu tumultartigen Szenen kommen wird. Das Gericht in Dresden – nur wenige Straßen von dem Spielplatz entfernt – wird einem Hochsicherheitstrakt gleichen. Das Verfahren um die Beleidigung an der Schaukel hat die Staatsanwaltschaft inzwischen eingestellt. Vorläufig.

STEFFEN WINTER

Niemand konnte später genau erklären, warum sich die fünf Jungen an jenem 6. Juni 1945 dem Arbeitskommando der Männer angeschlossen hatten. Die einen meinten, der Hunger habe sie getrieben, andere sagten, die Jungs hätten aus Angst vor den tschechoslowakischen Soldaten einen Fluchtversuch unternommen.

Hunderte Deutsche waren an diesem Frühsommertag – einen Monat nach

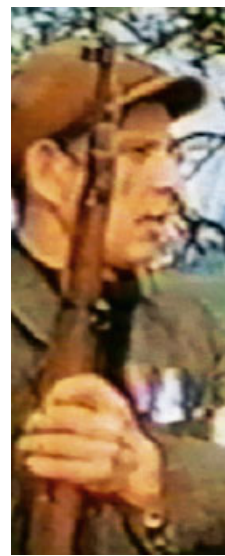
Schützen zugelaufen und hat gebettelt: „Ich will zu meiner Mutter“, erinnert sich Heinrich Gebitz, 80, der ebenfalls Zeuge war, „und dann haben sie wieder geschossen.“

Für die furchtbare Tat verantwortlich waren der Polizist Bohuslav Marek und Hauptmann Vojtěch Cerný. Das stellte jetzt die tschechische Staatsanwaltschaft fest – nach 64 Jahren.

Die beiden Männer sind längst gestorben, und so bleiben die Morde ungesühnt,



Einmarsch deutscher Truppen in Saaz 1938, tschechische Milizionäre 1945, getötete Deutsche:



Kriegsende – auf dem Kasernenhof des tschechischen Städtchens Postelberg (heute Postoloprty) zusammengepfercht, und sie konnten sehen, wie das Arbeitskommando abrückte. Doch die fünf Jungen, die sich unter die Männer gemischt hatten, wurden entdeckt und zurückgeführt.

„Der Herr Marek wollte die Buben peitschen lassen“, erinnert sich Augenzeuge Peter Klepsch, 81, „und dann kam der Kommandant der tschechischen Truppen, Hauptmann Cerný, und hat gesagt, die Buben werden erschossen.“

Sie hießen Horst, Eduard, Hans, Walter und Heinz, und sie waren zwischen 12 und 15 Jahre alt.

Zuerst wurden die Kinder ausgepeitscht und dann erschossen. Vor den Augen der Menge, die mit Waffen in Schach gehalten wurde. Die Tschechen benutzten keine Maschinenpistolen, sondern Gewehre, und so dauerte es eine Weile, bis der Letzte tot war. „Einer war angeschossen, der ist auf die

die Teil eines grausigen Massakers im Frühsommer des Jahres 1945 in Postelberg und dem benachbarten Saaz (heute Zatec) waren. Etwa 2000 Sudetendeutsche wurden dort, etwa 60 Kilometer nordwestlich von Prag, innerhalb weniger Tage hingemetzelt.

„Das, was sich hier abspielte, gehörte offenkundig zum Allerschlimmsten aus einer ganzen Reihe von Tragödien des Zeitabschnitts im Mai und Juni 1945 in Böhmen“, stellte der tschechische Historiker Tomáš Staněk bereits Mitte der neunziger Jahre fest. Doch nur allmählich bahnte sich die ganze Wahrheit den Weg ans Licht.

Zögerliche Versuche, das Verbrechen auch juristisch aufzuarbeiten, waren erfolglos geblieben. Erst als die Staatsanwaltschaft im bayerischen Hof 2007 wegen der getöteten fünf Jungen ihre tschechischen Kollegen um Amtshilfe bat, liefen ernsthafte Ermittlungen an.

Nun wollen Überlebende, Angehörige und versöhnungswillige Tschechen allen Op-

fern des Nachkriegsmassakers ein Denkmal setzen, doch der Widerstand in dem 5000-Einwohner-Städtchen Postelberg ist zäh.

„Die Mehrheit der Bevölkerung ist strikt dagegen“, sagt Historiker Michal Pehr, der in einer von der Stadtverwaltung eingesetzten tschechisch-deutschen Kommission sitzt. Sie soll in dieser Woche Vorschläge für einen Kompromiss präsentieren. „Für viele war die ganze Geschichte über Jahrzehnte ein Tabu“, sagt Pehr.

Die ganze Geschichte führt zurück in die Wochen und Monate nach Kriegsende, in die Zeit der „wildten Vertreibungen“, als vielerorts in der Tschechoslowakei die Jagd auf Deutsche begann. Die Faschisten waren besiegt, und nun sollten die verhassten Mitbürger so schnell wie möglich das Land verlassen. Ungebremst entluden sich Zorn und Rachlust; die Nazi-Täter allerdings waren meist längst geflohen.

1938 hatte Hitler die seit Jahrhunderten vor allem von Deutschen besiedelte Grenz-

den, was sie in unseren Ländern seit 1938 begangen haben.“ Und Militärbefehlshaber Sergej Ingr rief das Volk im November 1944 im britischen Rundfunk auf: „Schlagt sie, tötet sie, lasst niemanden am Leben.“

In Postelberg und Saaz fielen solche Anforderungen auf fruchtbaren Boden. Nachdem die sowjetische Armee den befreiten Landstrich verlassen hatte, waren Soldaten des tschechoslowakischen 1. Armeekorps nachgerückt, und die machten sich sogleich an die „Konzentration“ der Deutschen.

Am Sonntag, dem 3. Juni 1945, befahlen die Militärs in Saaz rund 5000 deutschstämmigen Männern, sich auf dem Marktplatz zu versammeln, und dann ging der Marsch unter Drohungen, Schlägen und Schüssen ins 15 Kilometer entfernte Postelberg.

„Am Montagabend mussten wir alle um den Platz laufen und nationalsozialistische Lieder singen, oder das, was man dafür hielt“, erinnert sich Peter Klepsch, „wer

vor einer parlamentarischen Untersuchungskommission aus, „die Hinrichtung fand nicht in einer Nacht statt, sondern schrittweise.“ Und oft mussten die Todgeweihten ihr Grab mit Hacke und Schaufel selbst ausgraben.

Skrupel überfiel die Täter nicht – sie fühlten sich von hoher militärischer Stelle gedeckt: Der Kommandeur der 1. tschechoslowakischen Division, General Spaniel, habe ihnen in Prag befohlen, die Region von Deutschen zu „säubern“, erklärte der Leiter des Abwehr-Nachrichtendienstes Jan Cupka. „Der General sagte uns: Je weniger von ihnen übrig bleiben, umso weniger Feinde werden wir haben.“

Es blieben genug, um das Massaker zu bezeugen. Nach Deutschland vertriebene Überlebende berichteten davon, und auch in Postelberg und Saaz selbst wollten Erzählungen und Gerüchte über das grausame Geschehen nicht verstummen.



NATIONAL ARCHIVES / DER SPIEGEL

„Verdiente Vergeltung für die Rohheiten“

region unter deren großem Beifall dem Reich angeschlossen. Über die Reste von Böhmen und Mähren errichtete der NS-Staat ein brutales Protektorat. Mehr als 300 000 Tschechen fielen in den folgenden Jahren den deutschen Machthabern zum Opfer.

Das Konzentrationslager Theresienstadt und das von der SS niedergebrannte Dorf Lidice stehen auf immer für die Barbarei der Nazis.

Die Siegermächte hatten die Vertreibung von über drei Millionen Deutschen im August 1945 auf ihrer Potsdamer Konferenz gebilligt, allerdings unter der Maßgabe, „dass jeder derartige Transfer in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll“.

Vierorts war es dafür zu spät.

Der tschechoslowakische Nachkriegspräsident Edvard Beneš hatte bereits im Oktober 1943 aus seinem Londoner Exil gedroht: „Den Deutschen wird mitleidlos und vervielfacht all das heimgezahlt wer-

nicht richtig lief oder nicht richtig sang, bekam die Peitsche zu spüren.“

Dienstagabend habe er dann eine Kolonne beobachten können, die zum Erschießen geführt wurde. Es blieb nicht die einzige. „Aber auch am Tag hörte man immer wieder Salven.“

Nazi-Gegner Klepsch, der bei Kriegsende im Gefängnis saß, weil er drei Franzosen zur Flucht verhelfen wollte, durfte am fünften Tag den Schreckensort verlassen.

Eine unbekannte Zahl von Männern blieb zurück. Planmäßig und zielstrebig wurden die meisten von ihnen erschossen. Viele nahe der Kaserne, andere bei der örtlichen Schule. Das größte Massengrab mit knapp 500 Leichen fand sich später in dem abseits der Stadt gelegenen Fasanengarten, einer früheren Fasanerie.

„Das wurde so gemacht, dass man heute 250 Leute nahm und am nächsten Tag wieder 250 Leute und es jeweils mit einer Schicht zudeckte“, sagte ein Polizist 1947

Im Juli 1947 sah sich das Parlament in Prag veranlasst, eine Untersuchungskommission zu schicken. Etliche Soldaten und Anwohner wurden vernommen, darunter auch Hauptmann Vojtěch Cerný, der ohne zu zögern die Verantwortung für die Tötung der fünf Jungen auf dem Kasernenhof übernahm: „Zu dieser Erschießung gab ich den Befehl.“

Die Zeugenaussagen sind ebenso dokumentiert wie die Erkenntnisse eines Vorkommandos des Innenministeriums, das bereits vor Ort recherchiert und festgestellt hatte, „dass für diese Bestialitäten und Hinrichtungen vor allem die Angehörigen der Armee verantwortlich zu machen sind“. Allerdings: Das Vorgehen der Soldaten sei bei der Bevölkerung auf große Zustimmung gestoßen, sei es doch „als verdiente Vergeltung für die Rohheiten der Deutschen“ verstanden worden.

Die Beamten empfahlen ihrem Minister, die Leichen zu exhumieren und verbren-

nen zu lassen, „weil keine Gedenkstätten für die Deutschen erhalten bleiben sollten, auf die sie als Orte des Leidens ihrer Landsleute verweisen könnten“.

Unter größter Geheimhaltung wurden im August 1947 einige Massengräber geöffnet, 763 Leichen herausgehoben und die meisten in Krematorien verbrannt. Dass längst nicht alle Opfer gefunden wurden, steht außer Frage.

Die offiziellen Dokumente über „das Problem der Postelberger Vorkommnisse“ verschwanden indes „geheim“-gestempelt in den Archiven des Innenministeriums.

Den Nachkriegsbewohnern von Postelberg und Saaz kam das gerade recht – denn in den Häusern der getöteten und vertriebenen ehemaligen Bewohner lebten nun sie selbst. Und es gab ja auch etliche, die zunächst bereitwillig mit den deutschen Besatzern kollaboriert und sich danach ganz besonders als Rächer der geschundenen Tschechen hervorgetan hatten.

Verschweigen wurde so erste Bürgerpflicht.

Eher zufällig kam der tschechische Journalist David Hertl Mitte der neunziger Jahre dem Verbrechen auf die Spur, als er mit einer Kollegin Ortschaften für seine Regionalzeitung porträtierte. Gegenwart und Vergangenheit der Gemeinden wollten sie beschreiben, doch als Postelberg an der Reihe war, ging es nicht weiter.

„Die Menschen kannten ihre Geschichte nicht oder wollten nicht darüber sprechen“, sagt Hertl. „Und als wir nach den Deutschen fragten, hieß es nur, die seien doch im Fasanengarten geendet.“

Neugierig geworden, forschten die Journalisten nach und stießen vor allem auf Ablehnung.

„Wenn überhaupt, wollten die Leute nur anonym mit uns reden“, so Hertl, „sie hatten Angst und baten uns, die Sache ruhen zu lassen.“ Nachdem die Regionalzeitung einige Berichte gedruckt hatte („Wo sind die Tausenden Deutschen aus Saaz und Postelberg?“ – „Die Namen der Mörder kennen wir“), kamen die Drohungen – anonyme Briefe mit Hakenkreuzen und jeden Morgen ein voller Anrufbeantworter im Büro: „Ihr werdet hängen, ihr Schweine.“

Immerhin, etwas habe sich verändert in den vergangenen Jahren, sagt Hertl heute: „Mehr Menschen wissen jetzt, dass das Verbrechen tatsächlich passiert ist. Aber die meisten denken nach wie vor, die Deutschen hätten das auch verdient.“

Ihnen wäre es lieber, das düstere Kapitel versickerte endgültig in der Vergangenheit, denn, wer weiß, vielleicht kommen die früheren Bürger zurück und wollen ihre Häuser wiederhaben? „Eine Art Paranoia“ nennt Hertl diese Furcht, doch es gibt sie immer noch.

Das macht auch die Sache mit dem Denkmal so schwierig.

„Wir haben vor vier Jahren schon einmal entschieden, kein Mahnmal zu bau-



Rechercheur Hertl
„Nicht darüber sprechen“



Zeitzeuge Klepsch
„Auch am Tag immer wieder Salven“

en“, sagt Ludvík Mlčuch, der für die Kommunisten im Rat von Postelberg sitzt, „ich sehe keinen Grund, warum man daran etwas ändern sollte. Und Punkt.“

Petr Ríha, der in Postelberg ein kleines Elektrogeschäft betreibt, hätte nichts dagegen, „entscheidend ist doch, was auf der Inschrift steht“. Er wünsche sich ein Ge-

denken an alle – nicht nur die deutschen – Opfer der Nazi-Zeit und ihrer Folgen.

„Das würde mir nicht reichen“, sagt Walter Urban, der 1942 in Postelberg geboren wurde und als einer der wenigen Deutschen dort noch lebt. Er wohnt an der Nebenstraße am Ortsausgang, die Richtung Fasanengarten führt. Ob sein Vater dort erschossen wurde, bei der Kaserne oder bei der Schule, weiß Urban nicht. Nur so viel: „Ich würde gern an einem Gedenkstein Blumen hinlegen können.“

Dafür wirbt er beharrlich in der kleinen Kommission, die der Stadt Postelberg jetzt einen Denkmal-Kompromiss präsentieren soll. Einig ist man sich immerhin darin, dass ein Mahnmal errichtet werden soll. Doch was die Inschrift angeht, ist das Gremium gespalten.

Gegner einer Erinnerung an die ermordeten Deutschen weisen stets auf den Zusammenhang hin – ohne das Wüten der Nazis hätte es die Exzesse der Nachkriegszeit nicht gegeben.

„Es stimmt schon, aber jedes Verbrechen hat seine Genese und Kausalität“, sagt Otokar Löbl vom „Förderverein der Stadt Saaz/Zatec“ in Frankfurt am Main, der sich seit langem um die Aufklärung des Verbrechens bemüht. „Und ebenfalls richtig ist, dass die meisten der damaligen Saazer Deutschen Nazi-Anhänger waren.“ Dennoch sei der Massenmord an ihnen ein Verbrechen gewesen, dem man sich nicht nur stellen, sondern wofür man auch die Verantwortung übernehmen müsse.

Löbl stammt aus einer deutsch-tschechisch-jüdischen Familie, seine Angehörigen väterlicherseits wurden im KZ ermordet. 1950 in Saaz geboren, hatte er nach dem niedergewalzten Prager Frühling das Land 1970 verlassen. Seit langem schon setzt sich Löbl für den Ausgleich von Deutschen und Tschechen ein und ist Initiator des „Saazer Weges“, einer von Versöhnungswilligen beider Seiten gemeinsam unterzeichneten Erklärung.

„Ohne Herkunft keine Zukunft“ ist das Motto des Saazer Weges, und dem kann Zeitzeuge Peter Klepsch nur zustimmen. Er lebt in Spalt bei Nürnberg und leitet dort den „Heimatkreis Saaz“. Auf dessen Homepage sind die ehemals geheimen Berichte und Zeugenaussagen der parlamentarischen Untersuchungskommission von 1947 dokumentiert.

Ein- bis zweimal im Jahr reist der Vertriebene in seine alte Heimat, ein „psychischer Balanceakt“ sei das. „Oft werden wir von den Leuten gefragt, ob wir ihnen die Häuser nun wieder wegnehmen wollen“, sagt Klepsch, „ich würde aber nie von anderen Menschen verlangen, ihr Heim zu verlassen.“

Im früheren Haus seiner Familie sitzt jene Abteilung der Kriminalpolizei, die nun zumindest die Morde an Horst, Eduard, Hans, Walter und Heinz auf dem Kasernenhof von Postelberg am 6. Juni 1945 aufgeklärt hat.

HANS-ULRICH STOLDT